

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 38 (1934-1935)

Heft: 22

Artikel: Thomas Blatters früheste Erinnerungen

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671696>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XXXVIII. Jahrgang

Zürich, 15. August 1935

Heft 22

Alpsee.

Ich suchte mir den Pfuhl am Bergseestrand,
Zu Häupten herbe Alpenrosenglut.
Der keusche Traum der Mittagsstunde stand
Als Hüter über Buchtenring und Flut.

Des Firmamentes tiefe Bläue hing
Pfadlos gebreitet über Grat und Schnee,
Und durch die schwarzen Wettertannen ging
Das Herdenläuten nieder an den See.

Die Alpenrose spiegelte am Stad,
Der Fels beschaut seine krause Stirn,
Und zitternd schimmerte im blauen Bad
Die schneebehangne Brust der steilen Firn. —

Ich fuhr empor vom Schlummer. Schwärzlich lag
Der See, der Nebel hastete herein,
Hoch in den Flühen scholl ein Donnerschlag,
Und dräuend hub der Berggeist an zu schrein!

Adolf Frey.

Thomas Platters früheste Erinnerungen.

Her kommen und erste Kindheit.

Schon oft hast du, lieber Sohn Felix, von mir begehrts, auch haben einige berühmte und gelehrte Männer, die vor etlichen Jahren in ihrer Jugend meine Schüler gewesen sind, gewünscht, ich solle mein Leben von Jugend auf beschreiben. Denn ihr alle habt manchmal von mir gehört, in welcher Armut ich von Geburt an und in wie viel großen Gefahren für Leib und Leben ich gewesen bin, zuerst als ich in den grausam hohen Bergen hab' dienen müssen, dann als ich in meiner Jugend den Schulen nachzog. Auch wie ich in die Ehe gekommen bin und samt meiner Hausfrau mit großer Sorge, Mühe und Arbeit mich und die Meinen ernährt habe.

Da denn solches vornehmlich dir zu gut kommen soll, damit du betrachtest, wie Gott mich manchmal so wunderbarlich erhalten hat, und

du dem Herrn im Himmel dafür dankest, daß er dich so wohl begabt hat und behütet, und daß du nicht solche Armut hast leiden müssen, so kann ich dir das nicht abschlagen, sondern ich will, so weit mir möglich, nach meinem Gedächtnis alles erzählen, von wem ich herstamme und erzogen worden bin.

Zunächst kann ich kein Ding weniger wissen, als die Zeit, zu welcher sich ein jegliches mit mir begeben hat. Wie ich dann dem Datum meiner Geburt nachgedacht und gefragt habe, so zählte man, wie es sich ergibt, damals 1499. Bin in diese Welt gekommen auf der Herrenfastnacht, eben als man zur Messe zusammenlätete. Ich hatte eine Schwester, Christine geheißen, die war allein bei meiner Mutter an jenem Tag; diese hat mir das angezeigt. Mein Vater hat Antoni Platter geheißen, von dem alten Geschlecht der Platter. Die haben ihren Namen

von einem Haus auf einer breiten Platte, das heißt einem Felsen auf einem gar hohen Berg, bei dem Dorf Grenchen (jetzt Grächen); es gehört in den Zehnten und die Kirchhöre Visp, welches ein namhaft Dorf und Zehnten im Wallis ist. Die Mutter aber hieß Ameili Summermatterin, von einem gar großen Geschlecht, das man die Summermatter nannte. Ihr Vater ist 126 Jahre alt geworden. Sechs Jahre vor seinem Tode habe ich noch selber mit ihm geredet; da sagte er mir, er wisse noch zehn zu Visp kirchgenössische Männer, die alle älter seien, als er dazumal war. Der heiratete noch eine dreißigjährige Jungfrau, als er hundert Jahre alt war, und hat noch einen Sohn bekommen. Er hinterließ Söhne und Töchter, deren etliche weiß, etliche grau worden sind, ehe er gestorben. Man nannte ihn den alten Hans Summermatter.

Das Haus, darin ich geboren bin, steht bei Grenchen; es heißt „an dem Graben“. Darin bist du, Felix, selber gewesen. Mir starb der Vater so zeitig, daß ich ihn nie gesehen habe. Denn da im Land der Brauch ist, daß fast alle Weiber weben, wie auch nähen können, gehen die Männer vor dem Winter aus dem Land, meist ins Bernerbiet, um Wolle zu kaufen. Die spinnen dann die Weiber und machen Landtuch daraus zu Röcken und Hosen für das Bauernvolk. Also war mein Vater auch bei Thun im Bernerbiet, Wolle zu kaufen; da fiel ihn die Pestilenz an, er starb und ward bei Stäffisburg, einem Dorf bei Thun, begraben. Bald hernach heiratete die Mutter wieder; sie nahm einen Mann, der hieß Heinzmünn „am Grund“, einem Haus zwischen Visp und Stalden. Kamen also die Kinder alle von ihr, ich weiß nicht, wie viel deren eigentlich gewesen sind. Ich habe zwei Schwestern gekannt; die eine ist im Entlebuch gestorben, wo sie geheiratet hatte, und hieß Elsbeth; die andere Schwester, mit Namen Christine, ist an einer Pestilenz selbneunt oberhalb Stalden zu Burgen gestorben. Brüder hab' ich drei gekannt, Simon, Hans und Jöder (Theodul). Simon und Hans sind in Kriegen geblieben, Jöder ist am Thunersee zu Oberhofen gestorben; denn die Wucherer hatten unsern Vater zu Grund gerichtet, daß meine Geschwister fast alle dienen mußten, sobald sie es nur gekonnt haben.

Und dieweil ich das jüngste Kind war, nahmen mich meine Basen, des Vaters Schwestern, jegliche eine Weile zu sich. Sie waren einst

nachts, nachdem sie mich zu Bett gelegt hatten, noch zu Licht gegangen; da stand ich auf und lief durch den Schnee an einem Weiher vorbei in ein Haus. Da sie mich nicht mehr trafen, waren sie in großen Nöten; sie fanden mich dann in dem Haus zwischen zwei Männern liegen, die mich erwärmtten; denn ich war im Schnee erfroren. Als ich später eine Zeit bei der Base „in der Wilde“ (bei Grenchen) war, kam mein ältester Bruder aus dem Savoyer-Krieg, brachte mir ein hölzern Rößlein, das zog ich an einem Faden vor die Tür. Da vermeinte ich, das Rößlein könnte gehen; und so kann ich begreifen, daß die Kinder oft glauben, ihre Puppen, und was sie haben, seien lebendig. Mein Bruder schritt auch mit einem Fuß über mich und sprach: „Oho, Thomilin, nun wirst du nicht mehr wachsen!“ Das bekümmerte mich sehr.

Das Hirtenbüblein.

Da ich nun bei sechs Jahr alt war, tat man mich nach „der Eisten“, einem Tal einwärts Stalden. Dort hatte die Schwester meiner Mutter selig einen Mann, namens Thoman an Riedin; der saß auf einem Hofe, „im Boden“. Dem mußt' ich das erste Jahr die Geißen beim Haus hüten. Da kann ich mich erinnern, wie ich manchmal im Schnee steckte, daß ich kaum daraus kommen konnte, oft die Schühlein zurückblieben und ich barfuß zitternd heimkam. Dieser Bauer hatte an achtzig Geißen, die mußt' ich in meinem siebenten und achten Jahr hüten. Und da ich noch so klein war, stießen die Geißen, wenn ich den Stall aufmachte und nicht gleich beiseite sprang, mich nieder, ließen über mich, traten mir auf Kopf, Ohren und Rücken. Wenn ich dann die Tiere über die Brücke des Visperbaches trieb, ließen mir die vordersten in die Kornäcker; wenn ich sie daraus trieb, ließen die andern darein. Da weinte ich dann und schrie, denn ich wußte wohl, daß man mir abends dafür werde Streiche geben. Wenn dann aber mehr Geißhirten zu mir kamen von andern Bauern, so halfen die mir, insonderheit einer, der war groß, er hieß Thomas „im Leidenbach“; den verbarmte ich, und er tat mir viel Guts. Da saßen wir denn alle zusammen, wenn wir die Geißen auf die hohen, grausigen Berge brachten, und nahmen unsern Tmbiß miteinander; jeglicher hatte ein Hirtenbüblein auf dem Rücken, Käse und Roggenbrot darin. Einst als wir gegessen hatten, wollten wir „Platten schießen“. Da war auf einem hohen

Felsen ein ebener Platz. Wie nun einer nach dem andern nach dem Ziel schoss, stand einer vor mir, der wollte schießen; dem wollt' ich rückwärts ausweichen, daß er mir nicht den Stein an den Kopf oder ins Antlitz schläge. Aber ich fiel rücklings über den Felsen hinab. Die Hirten schrien alle: „Jesus! Jesus!“, bis sie mich nicht sahen; denn ich war unter den Felsen gefallen, daß sie mich nicht sehen konnten, sie vermeinten gänzlich, ich wär' zu tod gefallen. Bald stand ich wieder auf, ging neben dem Felsen hinauf zu ihnen, da weinten sie, wie erstlich vor Kummer, nun aber vor Freuden. Hernach etwa sechs Wochen später stürzte einem eine Geiß da herab, wo ich gefallen war, die fiel zu tod. Da hatt' mich Gott wohl behütet.

Vielleicht ein halb Jahr darnach führ' ich meine Geißen abermals morgens früh vor andern Hirten (denn ich war der nächste) über einen Abhang hinauf, die Witzegg. Da gingen meine Geißen zu der rechten Hand auf ein Felsstück, das war einen guten Schritt breit, und darunter war's grausam tief, gewiß über tausend Klafter nichts als ein Felsen. Von dem Felsstück ging eine Geiß der andern nach über eine Wand hinauf, daß sie bloß die Fußlauen auf die Grashüschel setzen konnten, die auf dem Felsen gewachsen waren. Wie sie nun alle droben waren, wollt' ich ihnen nach; als ich mich aber nur noch einen Schritt am Gras hinaufzuziehen hatte, konnte ich nicht weiter; vermocht' auch nicht wieder auf das Felsstück zu schreiten, durfte noch viel weniger rückwärts springen, denn ich fürchtete, wenn ich rückwärts spränge, würd' ich mich überschlagen und über den grausigen Felsen zu tod fallen. Bließ also eine gute Weile stehen und wartete auf die Hilfe Gottes, konnte mir selber nicht anders helfen, als daß ich mich mit beiden Händchen an einem Grashüschel festhielt und mit dem großen Zehen auf einem Büschel stand. Wenn ich müde war, zog ich mich an dem Büschlein auf und stellte die andere Zeha dahin. In dieser Not hatte ich am meisten deshalb Angst, weil ich die großen Geier fürchtete, die unter mir in den Lüften flogen, da ich befürchte, sie würden mich wegtragen, wie es denn manchmal in den Alpen geschieht, daß die Geier Kinder oder junge Schafe wegführen. Dieweil ich nun stand und mir der Wind mein Gewändlein hinten auf wehte (ich hatt' noch keine Hosen an), so ersieht mich mein Gesell Thomas von weitem, wußt' jedoch nicht, was das war. Wie er mein Röcklein

flattern sah, meint' er, es sei ein Vogel; wie er mich aber recht erblickte, erschraf er, daß er ganz bleich ward, sprach zu mir: „Thomilin, nun steh still!“, geht dann hinzu auf den Felsen, nimmt mich in den Arm und trägt mich wieder zurück, da wir denn zu den Geißen kommen konnten. — Wie ich nun diese Zeit bei meinem Meister diente, tat ich mein Bestes, daß hernach, da ich mit meinem Weib ins Wallis nach Visp ging, derselbe Bauer zu meiner Hausfrau sagte, er habe nie ein besser Knechtlein gehabt, wie klein und jung ich auch noch war.

Unter andern Schwestern meines Vaters sel. war eine, die hatte keinen Mann; der hatte insonderheit mein Vater mich empfohlen, dieweil ich das jüngste Kind war; sie hieß Fransh. Wie nun die Leute zu ihr kamen und sagten, daß ich in einem so gefährlichen Dienst sei und ich noch einmal zu tod fallen würde, so kommt sie zu meinem Meister und zeigt an, sie wolle mich nicht mehr da lassen. Da war er übel zufrieden, doch führte sie mich wieder nach Grenchen, wo ich geboren war, tat mich zu einem alten reichen Bauern, der hieß Hans „im Boden“; dem mußte ich auch die Geißen hüten. Da hat es sich einmal zugetragen, daß ich und ein junges Mägdelein, das seinem Vater auch Geißen hütete, bei einer Wasserleitung, in welcher man das Wasser den Bergen nach zu den Gütern führt, tändelten. Da hatten wir Mättlein gemacht und die gewässert, wie die Kinder tun. Derweil waren die Geißen den Berg hinaufgangen, wir wußten nicht, wohin. Da ließ ich mein Röcklein liegen und ging den Berg hinauf in alle Höhen. Das Mägdelein kehrte ohne die Geißen heim, ich aber, der ein armes Knechtlein war, durft' nicht ohne die Geißen zurückkommen. In aller Höhe traf ich eine junge Gemse, die gleich einer meiner kleinen Geißen war. Der strich ich von weitem nach, bis die Sonne niederging. Da sah ich zum Dorf hinab, es war schier Nacht bei den Häusern. Ich fing an abwärts zu gehen, aber es war bald finster. Doch klettert' ich von einem Baum zum andern (die Bäume waren Lärchen, aus denen das Baumharz fließt), an den Wurzeln die Halde hinunter, denn etliche waren bloß, da die Erde an der jähnen Halde davongerieselt war. Da es aber stockfinster ward und ich merkte, daß es ganz jäh hinabging, wollte ich nicht weiter kriechen, sondern hielt mich mit der linken Hand an einer Wurzel, mit der andern kratzt' ich die

Erde unter dem Baum und der Wurzel weg. Ich hörte, wie die Erde abwärts rieselte, dann zwängt' ich meinen Leib unter die Wurzeln. Hatte nichts an als das Hemd, weder Schuh noch Hut, denn das Röcklein hatt' ich bei der Wasserleitung liegen lassen, aus Angst, weil ich die Geißen verloren hatte. Wie ich nun also unter dem Baum lag, sahen mich die Raben, die schrien auf dem Baum. Da war mir gar angst, denn ich fürchtete schon, der Bär wäre da; ich macht' das Kreuz über mich und schlief ein. Blieb also schlafend liegen, bis morgens die Sonne über alle Berge schien. Als ich aber erwachte und sah, wo ich war, weiß ich nicht, ob ich mein Lebtag ärger erschrocken bin; denn wenn ich noch zwei Klafter tiefer gegangen wäre, so wäre ich über eine grausam hohe Fluh hinabgefallen, viel tausend Klafter tief. Da war ich in großer Angst, wie ich von dannen kommen sollte. Doch zog ich mich wieder aufwärts von einer Wurzel zur andern, bis ich wieder dahin kam, wo ich den Berg hinab nach den Häusern laufen konnte. — Wie ich schier bei den Gütern war und aus dem Wald, kommt mir ein Mäglein entgegen mit meinen Geißen, wollte sie wieder austreiben; denn sie waren nachts von selber heimgelaufen. Darob dann die Leute, bei denen ich diente, übel erschrocken waren, daß ich nicht mit den Geißen kam; sie meinten, ich wäre zu tod gefallen. Sie fragten meine Base und das Volk im Hause, wo ich geboren war, ob sie nichts von mir wüßten; ich wäre nicht mit den Geißen heimgekommen. Da waren meine Base und die gar alte Frau meines Meisters die ganze Nacht auf den Knien gelegen und hatten zu Gott gebetet, daß er mich behüten wolle, so ich noch am Leben wäre. Darnach wollten sie mich nicht mehr Geißen hüten lassen, weil sie so übel erschrocken waren.

Während ich bei diesem Meister war und die Geißen hütete, bin ich einmal in einen großen Kessel mit heißer Milch, die ob dem Feuer war, gefallen, und habe mich dermaßen verbrannt, daß die Mäler davon mein Leben lang von dir und andern gesehen wurden. So bin ich auch bei ihm noch zweimal in Gefahr gewesen. Einmal waren unser zwei Hirtlein im Wald und redeten mancherlei kindliche Dinge; unter anderem wünschten wir, daß wir fliegen könnten, dann wollten wir über die Berge zum Land hinaus nach Deutschland fliegen; so nennt man im Wallis die Eidgenossenschaft. Da kam plötzlich ein grausam großer Vogel auf uns geschossen,

daß wir meinten, er wolle einen oder uns beide wegtragen. Da fingen wir beide an zu schreien, mit den Hirtensteklein zu wehren und uns zu besegnen, bis der Vogel wegflößt. Und wir sprachen zusammen: „Wir taten unrecht, daß wir wünschten, fliegen zu können. Gott hat uns nicht geschaffen zum Fliegen, sondern zum Gehn.“ Ein andermal war ich in einem gar jähren Abgrund, wo ich kleine Strähnen suchte, das sind Kristalle, deren viel darin gefunden wurden. Da sah ich weit oben einen Stein, groß wie ein Ofen, daherspringen, und dieweil ich nicht entrinnen konnte, hüft' ich mich nieder auf mein Angesicht. Da fiel der Stein etliche Klafter über mir nieder, und dann über mich weg, da solche Steine, oft etliche Spieße hoch, aus den Lüften daherspringen.

Solch gut Leben und solche Freuden hatte ich manchmal bei den Geißen in den Bergen, wo von ich viel vergessen habe. Aber das weiß ich wohl, daß ich selten ganze Zehen hatte, sondern mir Zehen davon abgestoßen, große Schrunden, da ich oft übel gefallen bin, im Sommer meistens auch ohne Schuhe war, oder Holzschuhe trug und großen Durst litt. Speise war am Morgen vor Tag ein Roggenbrei; Käss und Roggenbrot gibt man einem in einem Körblein mit, auf dem Rücken zu tragen, zu Nacht aufgewärmte Käsmilch, doch alles ziemlich genug. Im Sommer mußte ich im Heu liegen, im Winter auf einem Strohsack voll Wanzen und oft Läuse; so liegen gemeiniglich die armen Hirtlein, die bei den Bauern in den Ginöden dienen.

Der fahrende Schüler.

Nachdem man mich jetzt nicht mehr die Geißen wollt' hüten lassen, kam ich zu einem Bauer, der hatte eine meiner Basen zur Frau, er war geizig und zornmütig. Dem mußte ich die Küh' hüten; denn an den meisten Orten im Wallis hat man keinen gemeinsamen Kuhhirten, sondern wer nicht Alpen hat, dahin er sie über den Sommer tut, hält ein Hirtlein dazu, das hütet sie auf den eigenen Gütern.

Als ich bei dem eine Weile war, kam meiner Base eine, die Fransy, die wollt' mich zu meinem Vetter, Herrn Antoni Platter, bringen, daß ich sollte die Schrift lernen. So sagen sie, wenn man einen in die Schule tun will. Dieser war damals nicht mehr in Grenchen, sondern als ein alter Pfarrer zu St. Niklaus. Da der Bauer meiner Base Meinung hörte, war er



Grimselstrasse. Blick gegen Rhonegletscher und Furka.

übel zufrieden und sprach, ich würde nichts lernen, er setzte den Zeigefinger der rechten Hand mitten in die linke Hand und sprach: „So wenig wird der Bub lernen, als ich den Finger da hindurch stoßen kann.“ Das sah ich und hört's. Sprach die Base: „Ach, wer weiß? Gott hat ihm seine Gaben nicht versagt, es mag noch ein frommer Priester aus ihm werden.“ Führt mich also zu dem geistlichen Herrn; ich war, denke ich, gegen neun Jahr oder zehnthalb. Da ging es mir erst recht übel, denn der Herr war ein gar zorniger Mann, ich aber ein ungeschickt Bauernbüblein. Der schlug mich grausam übel, nahm mich vielmals bei den Ohren und zog mich von der Erde auf, daß ich schrie, wie eine Geiß, die am Messer steckt, so daß oft die Nachbarn ihm zuriefen, ob er mich morden wolle.

Bei dem war ich nicht lange. In derselben Zeit kam einer, ein Geschwisterkind, der war den Schulen nachgezogen in Ulm und München im Bayerland; es war ein Summermarter, meines alten Großvaters Sohnsohn, und hieß Paulus Summermarter. Dem hatten meine Verwandten von mir gesprochen. Er versprach ihnen, er wolle mich mit sich nehmen und in Deutschland den Schulen nachführen. Da ich das vernahm, fiel ich auf die Knie und bat Gott den Allmächtigen, daß er mir von dem geistlichen Herrn weghelfe, der mich schier gar nichts lehrte und immer wieder jämmerlich übel schlug; denn ich hatte nur ein wenig lernen singen, den englischen Gruß und um Gier mit andern Schülern. Einmal wollten wir auch Messe halten; da schickten mich die andern Buben in die Kirche um ein Licht, das stieß ich brennend in meinen Ärmel und verbrannte mich, daß ich noch das Mal davon habe.

Als nun Paulus wieder wandern wollte, sollt' ich zu ihm nach Stalden kommen. Herwärts Stalden ist ein Haus, das heißt „zum Mühlbach“, da wohnt einer, Simon zu der Summermatten, meiner Mutter Bruder: der sollt mein Vogt sein. Der gab mir einen Goldgulden, ich trug ihn im Händlein bis nach Stalden, schaute oft unterwegs, ob ich ihn noch hätte und gab ihn dann dem Paulus. Also zogen wir zum Land hinaus.

Da mußt' ich vor mich hin heischen und meinem Bacchanten (so nannte man die ältern umherziehenden Studenten), dem Paulus, auch geben; denn wegen meiner Einfalt und ländlichen Sprache gab man mir viel. Als wir über den Berg Grimsel nachts in ein Wirtshaus

kamen, hatt' ich noch nie einen Rachelschen gesehen, und schien der Mond auf die Racheln. Da glaubte ich, es wäre ein so großes Kalb, denn ich sah nur zwei Racheln glänzen; das, meint' ich, seien die Augen. Am Morgen sah ich Gänse, deren ich nie gesehen hatte; da meint' ich, da sie mich anschnatterten, es wäre der Teufel und wollte mich fressen; ich floh und schrie. Zu Luzern sah ich die ersten Ziegelhäuser; da verwundert' ich mich über die roten Ziegel. Wir kamen darauf gen Zürich; da wartete Paulus auf etliche Gesellen, die wollten mit uns nach Meißen ziehen. Derweil ging ich heischen, so daß ich den Paulus auch schier erhielt; denn wo ich in ein Wirtshaus kam, hörten mich die Leute gern die Walliser Sprache reden und gaben mir gern.

Nachdem wir etwa acht oder neun Wochen auf Gesellschaft gewartet, zogen wir auf Meißen zu; es war mir eine weite Reis', als einem, der nicht gewohnt war, so weit zu ziehen und dazu unterwegs das Essen zu suchen. Zogen also unser acht oder neun miteinander, drei kleine Schützen (junge Schüler), die andern große Bacchanten, unter welchen ich der allerkleinsten Schütz war und auch der jüngste. Wenn ich nicht wohl vorwärts zugehn konnte, so lief mein Vetter Paulus mir nach mit einer Rute oder einem Stecklein, zwicke mich um die bloßen Beine, denn ich hatte keine Hosen an und böse Schühlein.

Weiß auch nicht mehr alle Dinge, wie es uns auf den Straßen ergangen sei; doch etlicher bin ich noch eingedenk. Als man auf dem Wege allerlei redete, sagten die Bacchanten zusammen, wie es in Meißen und Schlesien der Brauch sei, daß die Schüler Gänse und Enten, auch sonst Eßbares rauben dürften, und tue man einem nichts, wenn man dem entrinne, dessen die Sache gewesen sei. Eines Tags waren wir nicht weit von einem Dorfe, da war ein großer Haufen Gänse beieinander (denn jedes Dorf hat einen eignen Gänsehirten, der war ziemlich weit von den Gänzen bei dem Kuhhirt). Da fraget' ich meine Gesellen, die Schützen: „Wann sind wir in Meißen, daß ich dürft' Gänse tot werfen?“ Sprachen sie: „Sezt' sind wir drinnen.“ Da nahm ich einen Stein, warf nach einer und traf sie an ein Bein; die andern flogen davon, die hinkende aber kommt' nicht fortkommen. Da nahm ich noch einen Stein, traf sie an den Kopf, daß sie niederfiel (denn ich hatt' bei den Geißen wohl werfen lernen, daß

kein Hirt meines Alters mich übertraf, konnt' desgleichen auch das Hirtenhorn blasen und mit dem Stecken springen, denn in solchen Künsten übt' ich mich unter meinen Mithirten). Ich lief hinzu, erwischte die Gans bei dem Fragen, fuhr mit ihr unter das Röcklein und ging die Straße durch das Dorf. Da kam der Gänsehirt mir nachgelaufen und schrie im Dorf: „Der Bub hat mir eine Gans geraubt.“ Ich und meine Mitschüler flohen, und der Gans hingen die Füße unter dem Röcklein heraus. Die Bauern kamen mit Hellebarten hervor, die sie werfen konnten, und ließen uns nach. Da ich sah, daß ich mit der Gans nicht entrinnen konnte, ließ ich sie fallen. Vor dem Dorf sprang ich von dem Weg ab in ein Gesträuch, zwei meiner Gesellen aber ließen der Straße nach, die ereilten zwei Bauern. Da fielen sie auf die Knie und baten um Gnade; sie hätten ihnen keinen Schaden getan. Und da auch die Bauern sahen, daß der nicht dabei war, der die Gans hatte fallen lassen, gingen sie wieder in das Dorf und nahmen die Gans. Ich aber sah, wie sie meinen Gesellen nachgeeilt waren, war in großen Nöten und sprach zu mir selbst: „Ach Gott, ich glaube, ich habe mich heute nicht besegnet!“, wie man mich denn gelehrt hatte, ich sollte alle Morgen das Kreuz über mich machen. Wie die Bauern wieder in das Dorf kamen, fanden sie unsere Bacchanten im Wirtshaus (denn sie waren voraus hingegangen, und wir kamen nach) und vermeinten, sie sollten die Gans zählen; es wäre etwa um zwei Bahnen zu tun gewesen. Weiß aber nicht, ob sie bezahlt haben oder nicht. Wie sie nun wieder zu uns kamen, lachten sie und fragten, wie es gegangen wäre. Ich entschuldigte mich, vermeinte, es wäre so Landesbrauch. Sie sprachen, es sei noch nicht Zeit.

Ein andermal kam ein Mörder zu uns in den Wald, elf Meilen herwärts Nürnberg, da waren wir alle beieinander. Der wollt' anfangs nur mit unsren Bacchanten spielen, daß er uns aufhielte, bis seine Gesellen zusammen wären. Da hatten wir einen gar redlichen Gefährten, mit Namen Antoni Schalbetter, aus dem Bisperzehnten im Wallis; der fürchtete ihrer vier oder fünf nicht, wie er denn das zu Naumburg und München wohl gezeigt hat und sonst an mehr Orten. Der drohte dem Mörder, er solle sich davon machen; das tat er. Nun war es spät, daß wir bloß in das nächste Dorf kommen konnten, und waren zwei Wirtshäuser da, sonst wenig Häuser. Da wir in das eine kamen, war

der Mörder vor uns da, und andere mehr, ohne Zweifel seine Gesellen. Wir wollten nicht bleiben und gingen in das andere Wirtshaus. Bald kamen sie auch dorthin. Als man nun zu Nacht gegessen hatte, war jeder so beschäftigt im Haus, daß man uns kleinen Buben nichts geben wollte; denn wir saßen nie mit zu Tisch bei dem Mahl. Man wollte uns auch kein Bett geben, sondern wir mußten im Rößtall liegen. Als man aber die Großen zu Bett führte, sprach Antoni zum Wirt: „Wirt, mich dünkt, du habest seltsame Gäste und seiest selbst nicht viel besser. Ich sage dir, Wirt, leg uns, daß wir sicher sind, oder wir wollen dir ein Wesen machen, daß dir das Haus zu eng wird!“ Da begehrten die Schelmen anfangs mit unsren Gesellen Schachzabel zu spielen (so nannten sie das Schach, das Wörtlein hatte ich nie gehört). Da man sie nun zu Bett geführt, ich aber und die andern kleinen Buben hungrig im Rößtall lagen, waren in der Nacht etliche, vielleicht der Wirt selbst mit, vor die Kammertür gekommen und wollten diese aufschließen. Da hatte Antoni inwendig eine Schraube vor das Schloß gemacht, das Bett an die Lüre gerückt und Licht geschlagen (denn er hatte immer Wachskerzen bei sich und ein Feuerzeug) und die andern Gesellen rasch aufgeweckt. Wie das die Schelmen hörten, entwichen sie. Am Morgen fanden sie weder Wirt noch Knecht. Das sagten sie uns Buben. Wir waren auch alle froh, daß uns im Stall nichts geschehen war. Nachdem wir wohl eine Meile gegangen waren, kamen wir zu Leuten, welche, als sie hörten, wo wir die Nacht gewesen, sich verwunderten, daß wir nicht alle ermordet waren, denn fast das ganze Dörflein war der Morderei wegen verschrien.

Etwa eine Viertelmeile von Naumburg waren wieder unsre großen Gesellen in einem Dorf zurückgeblieben; denn wenn sie zusammen Gelage halten wollten, schickten sie uns voran. Es waren unsrer fünf. Da kamen in weitem Feld acht auf Rossen zu uns mit gespannten Armbrüsten, umritten uns, begehrten von uns Geld und fehrten die Pfeile gegen uns; denn damals führte man noch keine Büchsen zu Ross. Sprach einer: „Gebt Geld!“ Antwortet' einer von uns, der war ziemlich groß: „Wir haben kein Geld, sind arme Schüler.“ Da sprach der noch zweimal: „Gebt Geld!“ Und unsrer Gesell sagt abermals: „Wir haben kein Geld und geben Euch kein Geld und sind Euch nichts schuldig.“ Da zückte der Reiter das Schwert,



Straße in Oberwald.

hieb ihm dicht am Kopf vorbei, daß er ihm die Schnur an dem Bündel zerschnitt. Sie ritten davon, wieder in einen Wald, wir aber gingen auf Naumburg zu. Da kamen bald unsere Bacchanten, die hatten die Schelmen nirgends gesehen. Wir sind auch sonst oft in Gefahr gewesen der Reiter und Mörder wegen; so im Thüringer Wald, im Frankenland, in Polen.

Zu Naumburg blieben wir etliche Wochen. Wir Schüzen gingen in die Stadt, etliche, die singen konnten, zu singen, ich aber zu heischen; wir gingen jedoch in keine Schule. Das wollten die andern nicht leiden, sie drohten, uns in die Schule zu jagen. Der Schulmeister entbot auch unsrern Bacchanten, sie sollten in die Schule kommen, oder man würde sie holen. Antoni entbot ihm wieder, er möge nur kommen. Da auch etliche Schweizer da waren, ließen die uns wissen, auf welchen Tag sie kommen würden, daß uns jene nicht unversehens überfielen. Da trugen wir kleine Schüzen Steine auf das Dach, Antoni aber und die andern besetzten die Türe. Da kam der Schulmeister mit dem

ganzen Haufen seiner Schüzen und Bacchanten. Aber wir Buben warfen mit Steinen nach ihnen, daß sie weichen mußten. Dann zog unser Studentenhaufen nach Halle in Sachsen, und wir gingen in die Schule zu St. Ulrich.

Als sich unsere Bacchanten aufs neue mit uns so ungebührlich verhielten, wurden unser etliche mit meinem Vetter Paulus zu Rat, von ihnen weg zu laufen. So zogen wir nach Dresden. Da war daselbst gar keine gute Schule und unsere Herbergen voll Läuse, daß wir sie nachts im Stroh unter uns krabbeln hörten.

Wir brachen auf und zogen auf Breslau zu; mußten unterwegs viel Hunger leiden, so daß wir etliche Tage nichts aßen als rohe Zwiebeln, gesalzen, andere Tage gebratene Eicheln, Holzäpfel und Birnen. Manche Nacht lagen wir unter freiem Himmel, da man uns nirgends bei den Häusern leiden wollt', wie freundlich wir auch um Herberg baten; zuweilen hetzte man die Hunde auf uns. Da wir aber gen Breslau in Schlesien kamen, war alle Fülle, ja alles so wohlfeil, daß sich die armen Schüler

überreßen und oft in große Krankheit verfielen. Da gingen wir zuerst im Dom zum heiligen Kreuz in die Schule. Als wir jedoch vernahmen, daß in der obersten Pfarrei zu St. Elisabeth etliche Schweizer waren, zogen wir dahin. Da waren zwei von Bremgarten, zwei von Mellingen und andere, nebst viel Schwäbchen; es war kein Unterschied zwischen Schwäbchen und Schweizern, sie sprachen zueinander wie Landsleute, schirmen einander.

Die Stadt Breslau hat sieben Pfarreien, jegliche eine besondere Schule. Da durfte kein Schüler in einer andern Pfarrei singen gehn, oder sie schrien: „Zurück Zurück!“, und die Schützen ließen dann zusammen und schlugen einander gar übel. Es sind auf einmal, wie man sagt, in der Stadt etliche tausend Schützen und Bacchanten gewesen, die sich alle von Almosen ernährten; man sagt auch, daß etliche zwanzig bis dreißig Jahr und noch länger da waren, die hatten ihre Schützen, die ihnen Nahrung zutragen. Ich habe meinen Bacchantern oft eines Abends fünf bis sechs Trachten

heim auf die Schule getragen, wo sie wohnten. Man gab mir auch recht gern, darum weil ich klein war und ein Schweizer; denn man hatte die Schweizer sehr lieb. Daher man denn auch ein großes Mitleiden mit ihnen hatte, weil sie zu dieser Zeit in der großen Mailänder Schlacht (bei Marignano 1515) übel gelitten hatten, so daß der gemeine Mann sagte: „Zehn haben die Schweizer ihr bestes Paternoster verloren“; denn vorhin meinte man, sie seien unüberwindlich.

Eines Tags kam ich auf den Markt zu zwei Herren oder Junkern und vernahm darnach, daß der eine Benzenauer hieß, der andere war ein Fugger. Die spazierten da. Von denen beherrsch' ich ein Almosen, wie es arme Schüler im Brauch hatten. Sprach der Fugger zu mir: „Woher bist du?“ Und wie er hörte, daß ich ein Schweizer sei, unterredete er sich mit dem Benzenauer; darnach sprach er zu mir: „Bist du gewiß ein Schweizer, so will ich dich aufnehmen als meinen Sohn, will dir das bestätigen lassen vor dem Rat zu Breslau; du aber



Niederwald in Oberwallis.

sollst dich verbinden, dein Leben lang bei mir zu bleiben und wo ich bin mir gegenwärtig sein." Sprach ich: "Ich bin einem aus meiner Heimat empfohlen, den will ich darum fragen." Als ich aber meinen Vetter Paulus darum fragte, sprach er: "Ich habe dich aus der Heimat geführt und will dich den Deinen wieder überantworten; was diese dich dann heißen, das tue." Also schlug ich's dem Fugger ab; aber so oft ich vor sein Haus kam, ließ man mich nicht leer weggehen.

Ich blieb also eine Zeitlang da, ward eines Winters dreimal frank, daß man mich in den Spital bringen mußte. Die Schüler haben einen besonderen Spital und eigene Doktoren. Da gibt man auf dem Rathaus für einen in der Woche sechzehn Heller, daraus unterhält man einen gar wohl. Sie haben gute Wartung, auch gute Betten, aber große Läuse darin, wie ausgereifter Hanfsamen, daß ich viel lieber in der Stube, wie noch mancher, auf der Erde lag, als in den Betten. Die Schüler und Bacchanten, ja auch zu Zeiten der gemeine Mann, sind so voll Läuse, daß es nicht zu glauben ist; ich hätte schier, so oft man wollte, drei Läuse miteinander aus dem Busen gezogen. Ich bin auch oftmals, besonders im Sommer, hinausgegangen an die Oder (das Wasser, das da vorbeifließt), habe mein Hemdlein gewaschen, es an eine Stauden gehängt und getrocknet; dazwischen habe ich den Rock gelauft, eine Grube gemacht, einen Haufen Läuse darein geworfen, sie mit Erde zudeckt und ein Kreuz darauf gestellt. Den Winter liegen die Schützen auf dem Boden in der Schule, die Bacchanten in den Kämmerlein, deren zu St. Elisabeth etliche hundert waren; den Sommer aber, wenn es heiß war, lagen wir auf dem Kirchhof, trugen Gras zusammen, das man im Sommer vor die Häuser in den Herrengassen spreitet, und lagen darin wie Säue in der Streu. Wenn es aber regnete, ließen wir in die Schule, und wenn ein Ungewitter war, sangen wir schier die ganze Nacht Litaneien. Zuweilen gingen wir im Sommer nach dem Nachtmahl in die Bierhäuser, Bier zu heischen; da gaben uns die vollen Polackenbauern Bier, daß ich oft unvermerkt so trunken worden bin, daß ich nicht wieder zur Schule zurückkommen konnte, obwohl ich nur einen Steinwurf weit davon war. Da war Nahrung genug, aber man studierte nicht viel.

Bon dort gingen unser acht wieder hinweg nach Dresden, litten aber auf dem Wege großen

Hunger. Da wurden wir zu Rat, uns einen Tag lang zu teilen, etliche sollen auf Gänse ausgehen, etliche auf Rüben und Zwiebeln, einer einen Hafen bringen, wir Kleinen aber in die Stadt Neumarkt gehen, die nicht weit von da an der Straße lag, und sollten nach Brot und Salz schauen. Auf den Abend wollten wir vor der Stadt wieder zusammenkommen, dort das Lager auffschlagen und kochen, was wir dann hätten. Einen Büchsenhuf weit vor der Stadt war ein Brunnen, da wollten wir die Nacht bleiben. Aber wie man in der Stadt das Feuer sah, schoß man zu uns heraus, traf uns aber nicht. Da ließen wir hinter einen Rain zu einem Wässerlein und Wäldchen. Die großen Gesellen hieben Stauden ab, machten eine Hütte; ein Teil rupfte die Gänse, deren hatten wir zwei, andere rüsteten Rüben in den Hafen, taten den Kopf und die Füße, auch die Därme darein; einige machten zwei hölzerne Spieße, fingen an zu braten, und wo es ein wenig rot war, hieben wir es vom Spieße ab und aßen's, also auch die Rüben. In der Nacht hörten wir etwas schnalzen; da war neben uns ein Weiher, den hatte man an dem Tag abgelassen, und da sprangen die Fische auf dem Schlamm. Da nahmen wir davon, so viel wir in einem Hemd an einem Stecken tragen konnten und zogen dann bis zu einem Dorfe; da gaben wir einem Bauern Fische, daß er uns die andern in Bier kochte.

Als wir nun wieder nach Dresden kamen, schickten der Schulmeister und unsere Bacchanten etliche von uns Buben aus, wir sollten nach Gänzen sehen; da wurden wir einig, ich sollte die Gänse werfen, sie aber sollten sie nehmen und wegtragen. Nachdem wir einen Haufen Gänse gefunden und die uns ersehen hatten, flogen sie auf. Da hatt' ich einen kleinen Bengel, warf ihn unter sie in die Luft, traf auch eine, daß sie herabfiel. Als aber meine Gesellen den Gänsehirt sahen, wagten sie nicht hinzulaufen, obgleich sie ihm hätten zuvorkommen können. Da ließen sich die andern Gänse wieder nieder, standen um die Gans, gagageten, als sprächen sie ihr zu; da stand sie wieder auf und ging mit den andern davon. Ich war mit meinen Gesellen übel zufrieden, daß sie ihrer Zusage nicht Genüge getan hatten; aber sie hielten sich daran besser, denn wir brachten zwei Gänse davon. Diese verzehrten die Bacchanten mit dem Schulmeister zum Abschied. Dann zogen sie davon auf Nürnberg zu und von da nach München. Unterwegs, nicht weit von Dresden, trug

es sich zu, daß ich in einem Dorf heischen ging. Ich kam vor das Haus eines Bauern, der fragte mich, woher ich wäre. Da er gehört, ich sei ein Schweizer, sprach er, ob ich nicht mehr Gesellen hätte. Ich sagte: „Meine Gesellen warten meiner vor dem Dorf.“ Da sprach er: „Heiß sie kommen!“, rüstet’ uns ein gutes Mahl zu, dazu Bier genug. Als wir guter Dinge waren und der Bauer mit uns, da lag seine Mutter im Bett in der Stube. Zu der sprach der Sohn: „Mutter, ich hab’ oft von dir gehört, du wolltest gern vor deinem Tod einen Schweizer sehen; da siehst du etliche, denn dir zu lieb hab’ ich sie geladen.“ Da richtet sich die Mutter auf, danket dem Sohn wegen der Gäste und spricht: „Ich habe so viel Gutes von den Schweizern hören sauen, daß ich aar sehr begehr’ hab, einen zu sehen. Mich dünkt, ich molle jetzt desto lieber sterben: darum seid fröhlich!“ Und sie ließ sich wieder nieder. Wir dankten dem Bauer und zogen davon.

Als wir schier bis München gekommen waren, war es zu spät, in die Stadt zu gehen; so mußten wir bei den Feldsiechen (im Absonderungshaus vor der Stadt) übernachteten. Da wir morgens zum Tor kamen, wollte man uns nicht einlassen, wir hätten denn einen Bürger in der Stadt, den wir kannten. Nun war mein Vetter Paulus vorher zu München gewesen, ihm ward erlaubt, den zu holen, bei dem er zur Herberg gewesen war. Der kam und sprach gut für uns; da ließ man uns ein. Da kam ich und



Partie in Gelfingen (Oberwallis).

Paulus zu einem Seifensieder, dem half ich mehr Seifen sieden, als daß ich in die Schule ging; ich zog mit ihm in die Dörfer, Asche zu kaufen. Die Frau im Hause hatte mich gar lieb, denn sie hatte einen alten schwarzen blinden Hund, der hatte keinen Zahn mehr; dem mußt ich zu essen geben, ihn betten und ihn in den Hof führen. Sie sprach allzeit: „Thömlin, tu mir meinem Hündlein das Beste! Du sollst dessen genießen.“

Da wir eine Zeitlang da waren, ward Pau-

lus zu Rat, wir wollten einmal heimziehen; denn wir waren seit fünf Jahren nicht zu Hause gewesen. Bogen also heim nach Wallis. Da konnten mich meine Verwandten schier nicht mehr verstehen; sie sprachen: „Unser Thömilin redet so fremdländisch, daß ihn schier niemand versteht.“ Denn da ich jung war, hatte ich von jeglicher Sprache etwas gelernt, wo ich inzwischen

gewesen war. Ich war viel bei meinen Basen, doch am meisten bei meinem Vetter Simon Summermatter und der Base Fransy.

* Wir machen bei dieser Gelegenheit nachdrücklich aufmerksam auf das Bürcher Heft Nr. 178 des Vereins für Verbreitung guter Schriften. Es bringt in einem erweiterten Neudruck: Thomas und Felix Platters Erinnerungen und Tagebuchblätter. Frau Dr. Schudel-Benz hat ein interessantes Einführungss- und ein Schlußwort beigesteuert. Preis des Heftes 50 Rp.

Mitternacht.

An der Grenze zwischen Tag und Tag
Tönt die Uhr vom Turm so eignen Schlag:
Mahnt, zu denken an den Gang der Welt,
Wie das Gestern an dem Heut zerschellt.

Nun begrabe, was dich klein gemacht,
Werde klar nun in der Mitternacht!
Sieh, was du gesucht, es ist nicht hier —
In die Weiten weist den Weg sie dir.

Gumppenberg.

Jeder Stunde Klang gehört der Zeit,
Doch die Mitternacht der Ewigkeit:
Ihre Glocken summen wie von fern,
Wie von einem unbekannten Stern.

Bergfreiheit im Goms.

Den Wanderer grüßt der Geist der Freiheit, der im weiten Tale Goms, im Sinn der Gomser und im Trocken der Elemente liegt. Wenn er von der Höhe der Furka, dieses schönen Bergpasses, mit kräftigen Schritten niedersteigt zu den Häusern von Gletsch, den leuchtenden Rhonegletscher vor den Augen, weitet sich sein Herz, und er wirft, was ihn bedrückte, in die nachtdunkle Luft, durch die murmelnd ein wildes Wasser rauscht. Liegt nicht die Welt so offen, so neu und schön vor seinem Blick? Dreißig Kilometer sind es von Gletsch bis Fiesch, das heißt Wandern! „Man kann ja mit der Bahn fahren,“ wendet man ein. Freilich, die Furka-Oberalpbahn (F.O.B.) fährt diesen Weg als Gomserbahn seit 1914, und es ist ein schmuckes Bähnchen, das es einem mit seiner Dampflokomotive angetan hat, aber diesmal wollen wir doch wandern. Der Frühling lockt ins Hochtal. Das Goms, von dem man im Sommer sagen kann, es sei eine einzige Wiese, ist jetzt so jung und schön wie ein gesundes, frisches Bergkind anzuschauen, und die schwarzen Tannenwälder stehen gar ernst über dem lebensfrohen Grün.

In der Höhe liegt noch der Schnee. Der Winter herrschte lange im Goms. Die Höhen blieben fünf, sechs Monate lang mit Schnee bedeckt, ein prächtiges Skigebiet für winterfrohe Leute. Manchmal kann man noch im Mai mit Ski bis ins Dorf Münster (1390 Meter) fahren. Ein prächtiges, neues Berghaus, die Galmihorn-Skihütte (2100 Meter) ist hoch ob Münster im

November des letzten Jahres eingeweiht worden. Den Forttransport von Etappe zu Etappe im Tale besorgt mit treuer Selbstverständlichkeit den ganzen Winter durch bis Oberwald hinauf die F.O.B.

Das Goms ist nicht eine großartige Landschaft mit prachtvoller Szenerie, aber ein Land mit einem großen, stillen Leuchten und mit manchen schönen und reizvollen Einzelheiten. Wenn man die Steilrampe von Gletsch herabsteigt, schaut weiß und groß das Zermatter Weißhorn herüber, einer jener wundervollen Berge, von denen man sagt, das sei der schönste Berg im Wallis. Noch da und dort im Goms, wenn man durch ein wildes Seitental hineinblickt, steht so ein prachtvoller Riese am Horizont, von dem man nur lauter Gutes sagen kann, wenn auch nicht, er wäre wieder der schönste Berg im Wallis.

Das Schönste und Eigenartigste im Goms sind seine einundzwanzig Dörfer. Sie sind alle ganz dunkelbraun von der Sonne gebrannt, aus Holz gebaut, und nur die große, weiße Kirche ist aus Stein. Häuser und Stadel sind frisch-fröhlich neben- und hinter- und zwischen-einander, die Giebel einmal so und einmal so, wie es der Herrgott gewollt, gebaut. Man sucht in solcher Bauart Schutz beieinander. Die Fensterläden sind alle weiß gestrichen auf dem dunklen Holz, oft stehen leuchtende Blumen davor, und das ganze Dorf macht einen so sauberen und heimeligen Eindruck, daß nur noch die